

Schwestern und Brüder!

Nach Golde drängt,  
am Golde hängt  
doch alles! Ach wir Armen!

Sie haben es natürlich erkannt: Diese resignativen Verse stammen aus Goethes ‚Faust‘.

Goethe will damit auch sagen: Geld regiert die Welt – und wir wissen aber zugleich, dass Goethe selbst zeitlebens in Gelddingen eine durchaus glückliche Hand hatte. Aber da ich an der Universität Augsburg für die Bayerische Literatur zuständig bin, fühle ich mich für Goethe weder zuständig noch kompetent. Ich will Ihnen heute dafür Beispiele aus der reichhaltigen Literatur in Bayern geben, die alle mit dem schnöden Mammon, mit Geld und Gold zu tun haben.

Mein erstes Beispiel führt in das Frühmittelalter. Das ‚Hildebrandslied‘, das auch bairische Sprachmerkmale aufweist, schildert in archaischen Stabreimen einen Kampf zwischen Vater und Sohn aus der Völkerwanderungszeit: Auf dem Schlachtfeld begegnen sich Hildebrand und Hadubrand zwischen feindlichen Heeren. Dabei handelt es sich um Vater und Sohn, die auf verschiedenen Seiten kämpfen. Der Vater, Hildebrand, erkennt rasch, dass er seinem Sohn Hadubrand gegenübersteht, und gibt sich dem Sohn auch zu erkennen, bevor ein blutiger Zweikampf beginnen kann. Diese Situation kennen zumindest die *Science Fiction*-Fans unter Ihnen: „Ich bin Dein Vater, Luke“, so die berühmten Worte von Darth Vader. Das ‚Hildebrandslied‘ hat da sicher die älteren Rechte.

Doch zurück zum Text des archaischen ‚Hildebrandslieds‘ selbst: Der Vater versucht geradezu mit Engelszungen seinen Sohn Hadubrand, der den Vater nicht erkennen will, vom Verwandtenkampf abzuhalten. Dabei greift der Vater sogar zum Mittel der Bestechung:

Want her do ar arme      wuntane bauga

Hildebrand bietet seinem Sohn nämlich goldene Armreife zur Besänftigung, doch Hadubrand fasst dies als schnöden Bestechungsversuch auf. Er erwidert trotzig:

Mit geru scal man    geba infahan

Ort widar orte

Hadubrand will nur mit dem Speer, Spitze an Spitze Gaben empfangen. Eine Bestechung lehnt er als Beleidigung ab. Hinzu kommt, dass Hadubrand seinen Vater für verschollen oder tot hält, weshalb er am Ende des Lieds den tragischen Kampf mit Hildebrand sucht.

Wir sehen jedenfalls, dass im ‚Hildebrandslied‘ des Frühmittelalters Bestechungsversuche nicht fruchten, weil die Kampfeswut stärker als die Goldgier ist.

In einem anderen heldenepischen Werk führt dagegen die Gier nach Gold zu furchtbaren Kämpfen. Sie ahnen es, ich spreche vom ‚Nibelungenlied‘, das um 1200 in Passau auf Pergament geschrieben wurde. Kriemhild will darin nicht nur Rache für ihren ermordeten Gatten Siegfried, sie will auch wissen, wo Hagen den unermesslichen Hort der Nibelungen versteckt beziehungsweise versenkt hat. Doch auch im Angesicht des Todes verrät Hagen nicht das Versteck des Nibelungenhorts, weshalb er durch Kriemhild ermordet wird, die wiederum dann der alte Hildebrand zur Strecke bringt. So endet die Goldgier im Nibelungenlied normalerweise. Es gibt aber auch eine ganz

besondere Augsburger Handschrift des Nibelungenlieds aus dem Besitz der Augsburger Patrizierfamilie Gossembrot. In diesem ‚Augsburger Nibelungenlied‘ führt Hildebrand mit seinem scharfen Schwert einen so geschickten Hieb mitten durch Kriemhild hindurch, dass diese den Schwertstreich zunächst gar nicht bemerkt. Darauf lässt Hildebrand ein Stück Goldes klirrend zu Boden fallen, nach dem die goldgierige Kriemhild sich bückt und darauf endgültig mitten entzwei bricht. Mir scheint es kein Zufall zu sein, dass ausgerechnet im schwäbischen Augsburg, der reichen Handelsstadt, der Stadt der Fugger und Welser so eine Pointe ans Ende des ‚Nibelungenlieds‘ gesetzt ist.

Gleichwohl hat man im Mittelalter nicht nur für Augsburg und Schwaben erkannt, dass Geld die Welt oder zumindest das Reich regiert. Denn in seinem berühmten ‚Reichston‘ bringt es der von seiner Muttersprache her als Bayer zu bezeichnende Walther von der Vogelweide auf den Punkt:

Jâ leider des enmac niht sîn,  
daz guot und weltlich êre  
und gotes hulde mêre  
zesame in ein herze komen.

Walther von der Vogelweide stellt also resigniert fest, dass Besitz, Ehre und Gottes Huld nie zusammen in einem einzigen Herzen zu finden seien. Er meint, kein Mensch könne Geld, Ehre und Ansehen vor Gott wirklich vereinen. Walther von der Vogelweide wie das Nibelungenlied zeigen also die Macht des Mammons.

Im hohen wie späten Mittelalter also regierte Geld die Welt. Und in der Neuzeit? Da sieht es natürlich nicht viel besser aus: Thomas Mann erfindet für seinen in München entstandenen

Roman ‚Der Zauberberg‘ die Figur des Leo Naphtha. Dieser vom Judentum zum Katholizismus konvertierte Jesuit propagiert die proletarische Weltrevolution und das Ende des Kapitalismus. Thomas Mann verarbeitete mit dieser schillernden Romanfigur sicher eigene Erlebnisse während der Münchener Räterepublik, deren Ende er durchaus begrüßte.

Dabei gebe ich zu, dass Thomas Mann in München und Bayern eigentlich ein Zugereister aus Lübeck war. Deshalb gehört mein letztes Beispiel einem waschechten Bayern, der mitten im ersten Weltkrieg angesichts bitterer Not auch in Bayern die neutestamentliche Weihnachtsgeschichte neu in bairische Verse brachte. Einige von Ihnen erraten es, ich rezitiere nun aus Ludwig Thomas „Heiliger Nacht“. Und dort kommen die reichen Leute, die *Geldigen*, gar nicht gut weg:

Wos eppa dös bedeut‘

Mit enk, ös reichn’n Leut‘

Und enkern Geld?

Müaßt’s oiwei mehra spar’n

Müaßt’s oiwei z’sammascharr’n

Und müaßt’s do außifahr’n

Aus dera Welt!

Drum denkt’s, so lang als lebt’s,

Wos ös de Arma gebt’s

Is net vaschwendt’t.

Ös habt's des Best davo,  
So wia ma's hoffa ko,  
Kriagt's ös den schönst'n Loh'  
Amal da drent!

Für die des Altbairischen nicht so Mächtigen will ich die eben gehörten Verse Ludwig Thomas kurz paraphrasieren: Die reichen Leute sollen nicht auf ihr Geld vertrauen, sondern dürfen nicht vergessen, dass auch sie einmal sterben müssen. Im Jenseits nützt all das zusammengeraffte Geld nichts mehr, dort zählen andere Güter. Alles, was man auf Erden den Armen gibt, ist für das Himmelreich gut angelegt. Gegen Ende bringt Ludwig Thoma die frohe Weihnachtsbotschaft für die Armen auf den Punkt:

Dös is für de Arma  
A tröstliche G'schicht.  
Sinscht hätt's insa Herrgott  
Scho anderst ei'gricht'.

A tröstliche Gschicht für de Arma, übersetzt eine tröstliche Geschichte für die Armen, eine solche Geschichte dürfte unserem Papst Franziskus gut gefallen.

Amen.